

- *Nr. 87. Yi Hsüan, Flaschenkürbis.
- „ 88. Prinz Pu-Ju (Pu Ching Yü), Nach dem Regen.
- „ 90. Chin Yi, Peking, Chrysanthemen.
- * „ 92. Hwang Shao-Chiang, Flucht aus brennender Stadt im Bürgerkrieg.
- * „ 93. Chao Shao-An, Kleines Haus im Bambushain.
- * „ 94. Ju Péon, Alte Zedern.
- * „ 99. Liou Hai-Sou, Huang-Shan Berglandschaft (Gedicht von Tsai Yüan-Pei).
- * „ 102. Chang Kung, Schanghai, Frau auf Stuhl.
- * „ 104a. Ju Péon, Pflaumenblüte.
- * „ 104b. Chao Wong-Yün, Tientsin, Flüchtlinge in der Flut.
- * „ 105a. Chao Wong-Yün, Tientsin, Fischerdorf.
- * „ 105b. Ku Shu-Sen, Bambus im Wind.
- * „ 108. Ju Péon, Bergsee.
- * „ 131. Jen Shao-Hsiang, Schule von Pu Ying Catholic University, Peking, Weiser Fischer am Ufer.
- „ 155. Chang Shu-Chi, Professor an der Universität Nanking, Vogel auf Ast.
- * „ I. Ju Péon, Bambus und Vögel.
- * „ II. Kao Chi, Reiher auf Ast.
- * „ III. Tseng Pao, Bananen.

Erwin Rousselle.

CHINA: LAND UND VOLK

EIN STAATSWISSENSCHAFTLICHER ÜBERBLICK^a

VON FRIEDRICH OTTE

Es entspricht der Aufgabe, die wir uns gestellt haben, wenn wir das Gebiet der eigentlichen Geographie hier nur streifen, dabei auf Einbeziehung des geophysikalischen Teiles ganz verzichten und auch die physische Geographie der Erde-, Wasser- und Luftverhältnisse nur ganz obenhin behandeln, hingegen der Geopolitik etwas mehr Aufmerksamkeit widmen und vor allem das, was den Staat und das Volk betrifft, in den Mittelpunkt unserer Betrachtung stellen, also den menschlichen Nützlichkeitsstandpunkt im weitesten Sinne.

Das Schwergewicht des Landes, rein subjektiv gesehen, also soweit der Mensch von sich aus urteilt, liegt im Osten. Je mehr die vom Karakorum ausstrahlenden gewaltigen Gebirgszüge, die China im Norden und Westen gegen die Umwelt abgrenzen und im Inneren zergliedern, nach Osten hin abflachen, um so bewohnbarer wird das Land, um so mehr tritt die Wildheit der Natur in Pflanzen- und Tierwelt zurück, um so mehr bändigt der Mensch seine Umwelt, bis zuletzt in den Deltagegenden der Mensch als absoluter Herr des Bodens erscheint, der dem Tier und der Pflanze nur soweit Lebensberechtigung zugesteht, wie sie ihm dienlich und nützlich sind.

^a Die hier entwickelten Gedankengänge bilden nach Form und Inhalt Teil einer Vorlesung, die der Verfasser im Sommersemester 1935 am „Seminar für Orientalische Sprachen der Universität Berlin“ gehalten hat. Wenn neuere Daten von allgemeinem Interesse vorlagen, wurde der Inhalt hie und da ergänzt.

海粟先生於本年
十一月游黃山在風
雪中作此不勝歲
寒心曠之感
廿二年元培



Drei riesige Bergketten strahlen vom Pamir aus. Im Süden der Himālaya, der den in Tibet entspringenden Yangtse (Tschang-giang eigentlicher Name) nach Osten hin abdrängt und in zersplitterten Ketten die Gestaltung Hinterindiens und Westchinas bedingt. Im äußersten Norden, beginnend mit dem Tiënschan, eine Bergkette nach der anderen bis zum Ochotskischen Meer nördlich von Sachalin, die den geopolitischen äußersten Lebensraum der ostasiatischen Völker bestimmt: Mongolen, Tibeter, Chinesen, Japaner. Dazwischen der Karakorum und der Kunlun, das eigentliche chinesische Gebirge mit seinen drei Teilsystemen: Richthofen-Gebirge und Alaschan — eine natürliche Grenze gegenüber der Mongolei —; dieser Gebirgszug drängt den Huangho nach Osten; der östliche Kunlun mit dem Tsinglinschan und weiterhin dem Huaigebirge, der politisch die Trennung von Nord- gegenüber Mittelchina, also dem Yangtsetal, bedingt; zuletzt die Bergwelt von Yünnan und Szetschuan (Yünling — Wolkenkuppe), die mit den Himālayaausläufern zusammentrifft und den Charakter Westchinas mitbestimmt. Das Bergland von Kuetschou mit dem Nanschan (Südberge) weiter nach Osten, und noch weiter dem Ta Yu-ling, durch das das Sikiang- (Westfluß) Gebiet und die Grenzprovinzen gegenüber dem übrigen China so wirksam abgeriegelt werden, daß sich hier Autochthonen noch vielfach gegenüber den von Norden hereindrängenden Chinesen halten konnten und Mischrasen und Mischdialekte entstanden, die die Trennung von Südchinesen gegenüber den Yangtsechinesen so deutlich ausprägen, wie sie zwischen Yangtsechinesen und Nordchinesen nicht besteht. Haben doch auch die Wanderungen von Schantung aus ins Yangtsetal bis Yünnan hin an diesen Ketten abgebrochen^a.

Und so wie die Bodenverhältnisse von Norden nach Osten hin günstiger werden, bis sie in den Lößebenen, Alluvialdelten und -tälern den höchsten Fruchtbarkeitsgrad erreichen, so werden auch die allgemeinen klimatischen Verhältnisse günstiger. Ist der Norden durch die Formation — weite Ebene — von der Natur besser bedacht, so sind die klimatischen Verhältnisse im Süden, der keinerlei schwere Hungersnöte kennt und das ganze Jahr über ernten kann, dafür sehr viel günstiger als im Norden^b.

Die Wetterverhältnisse Chinas werden, abgesehen von der durch die eigene gewaltige Größe bedingten Statik, von Innerasien und vom Stillen Ozean aus bestimmt. Das Klima ist sowohl im Norden wie im Süden über lange Monate hinweg außerordentlich gleichmäßig. Temperaturschwankungen im Rhythmus weniger Tage wie in Deutschland oder gar in den nördlichen Vereinigten Staaten sind unbekannt. Im Sommer lagert Tiefdruck über dem Lande und Hochdruck über den Meeren, und der Regen mäßigt

^a Vgl. hierzu Richthofen: China, Band V, „enthaltend die abschließende palaeontologische Bearbeitung der Sammlungen Ferdinand von Richthofens, die Untersuchung weiterer fossiler Reste aus den von ihm bereisten Provinzen sowie den Entwurf einer erdgeschichtlichen Übersicht Chinas von Dr. Fritz Frech“, Berlin 1911. Dietrich Reimer Verlag. Als weitere Ergänzung: G. B. Cressey: China's Geographic Foundations, New York 1934; und L. Richard: Geographie de l'Empire de Chine, Chang-hai 1905, mit chinesischen Zeichen.

^b Vgl. hierzu die von mir für das „Chinese Economic Journal“, Schanghai, Oktober 1934, in dem Aufsatz „Correlation of Harvests with Importation of Cereals in China“ aufgestellte Erntetabelle S. 408/409.

die Temperatur; im Winter hingegen dringen von Sibirien und der Mongolei trockene Luftströmungen ein, die Luft steigt über den Meeren auf, und im nördlichen China wird es verhältnismäßig kalt. In Kuangtung, also im äußersten Süden, ist Schneefall in den Ebenen und Küstenstrichen fast unbekannt, im Yangtsetal hingegen nicht, denn bis dahin wirken sich die innerasiatischen Einflüsse noch verhältnismäßig stark aus.

Der Norden unterscheidet sich denn auch vom Süden grundlegend in mehr als einer Hinsicht, von Mittelchina hingegen in sehr viel geringerem Maße, soweit Rasse, Kultur, Sprache in Frage kommen.

Wir können in China von einer Reiskultur sprechen als Grundlage der menschlichen Ernährung und von einer Trockengetreidekultur, die auf Weizen und Hirsearten aufbaut, wobei der Weizen ein Bindeglied zwischen Nord und Mitte und der Reis das Bindeglied zwischen Mitte und Süden bildet. Als Reisgegenden müssen gelten das gesamte Yangtsetal und was südlich davon liegt. Dort wohnen von den nahezu 500 Millionen Chinesen, einschließlich der von Reis lebenden Bevölkerung Yünnans, wohl nahezu 300 Millionen. Dort tritt auch, im Leben des Bauern, das Tier noch stärker in den Hintergrund als im Norden, wo die Bevölkerung dünner wird, ausgenommen in Südkuangtung und in Hainan, wo Schweinezucht einer der ertragsreichsten landwirtschaftlichen Betriebszweige ist. Einer der Gründe ist der, daß in den Delta-gegenden, wo die Bevölkerung am dichtesten sitzt, das Tier als Lastträger und Zugkraft fast ganz durch den Verkehr zu Wasser verdrängt wird und der Chinese im Süden noch weniger Fleisch genießt als im kälteren Norden, dafür mehr Gemüse und Früchte wie Apfelsinen, die die Natur ihm ohne viel eigene Mühe zuwachsen läßt. Nur Schwein und Huhn sind überall gleichmäßig in China zu finden.

Für den Staat besteht also die Aufgabe darin, den Getreidebedarf der Bevölkerung zu decken, besonders da, wie John Lossing Buck errechnet hat, 90 v. H. der 3400 (andere Angaben nur 2470) erforderlichen Kalorien den verschiedenen Saaten (Reis, Hirse, Erdnüsse, Sesam) entstammen, davon Getreide allein 78 v. H. Hieraus ergibt sich indirekt, daß der Chinese eben nicht von Fleisch, Milch, Butter und Käse, Eiern usw. lebt. Dieser natürlichen Einstellung muß sich der Staat anpassen und hat es von jeher getan, und deshalb steht „Essen“ an erster Stelle in der inneren Staatspolitik, aber auch im Fühlen und Denken des einfachen Chinesen, der als Gruß fragt: „Haben Sie schon gegessen?“ Hinzu kommt nämlich der Bevölkerungsdruck.

Bezüglich des Ineinandergreifens von Volksbedürfnissen und den durch das Klima bedingten Ernteergebnissen muß vor allem betont werden, daß es eine Hungersnot für ganz China nicht gibt und eine Überbrückung der Fehljahre durch planmäßige Vorratswirtschaft auch heute noch wie früher durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt und von jeher lag, vorausgesetzt, daß die politischen Unruheherde im Innern nicht störend eingreifen.

In der Nachkriegszeit, von 1919 bis 1934, hat es nur drei Fehljahre für ganz China, bzw. vier mit Einschluß von 1934, gegeben. Dabei können die Fehljahre,

bei einer Bezeichnung der Ernten mit: 1. sehr gut, 2. gut, 3. ausreichend, 4. nicht ausreichend, 5. volle Fehlernte, nur mit 3—4 für das ganze Land bewertet werden. Selbst die große Flut im Yangtsetale im Jahre 1931, von der einige behaupten, sie sei die schlimmste seit 150 Jahren gewesen, vermochte den Durchschnitt des Jahres 1931 nicht unter 3—4 herabzudrücken. Und regelmäßig, besonders nach Überschwemmungsjahren, wird das nächste oder übernächste Ernteergebnis besonders gut, oder aber eine ungewöhnlich gute Ernte geht einer schlechteren voraus. So konnten während der Jahre 1930 bis 1934 folgende Gesamtergebnisse für China, einschließlich der Mandschurei, festgestellt werden^a:

Jahr	Ernteergebnis
1930	1—2
1931	3—4 Jahr der Überschwemmung im Yangtsetal
1932	1—2
1933	1
1934	3—4 Ungewöhnliche Trockenheit.

Die Überschußgebiete liegen in der Mandschurei und mehr noch im Yangtsetale; die Mandschurei führte aber vor allem auch nach Korea und Japan aus, der Yangtse belieferte nur den Süden und die Großstädte allgemein. Die Getreideeinfuhr ist größtenteils eine Frage der Spekulation, wenn auch nicht ganz; China kann sich aber selbst erhalten, sobald die Industrie die Landwirtschaft nur etwas intensiviert hat und die nötigen Verkehrsverbindungen von den Großstädten ins Innere führen.

Die Regierungspolitik hatte bis vor kurzem die Ausfuhr von Getreide aus dem eigentlichen China verboten, die Einfuhr war frei. Ganz letzthin (1934) ist aber die Einfuhr belastet worden, und zwar anscheinend deshalb, weil die Einfuhr von Getreide sich mehr und mehr seit 1922 im Sinne eines Dumping entwickelt hatte, das für die heimische Landwirtschaft schädlich wurde. Da nun andererseits in China auch immer, besonders in den Hirse bauenden Randstrichen der Mongolei, Notgebiete zu versorgen sind, so wurde die Presse im Sinne einer Einfuhrpropaganda beeinflußt, und im Auslande entstand vielfach der Eindruck, als ob China als Ganzes ein Land der Hungersnöte und Wirren sei, eben weil die Presse das Gewöhnliche, das 90 v. H. oder mehr des täglichen Lebens beeinflußt, nicht für erwähnenswert hält. Die Einfuhr an Reis, Weizen und Weizenmehl stieg in den Jahren von 1919 bis 1933 von 126000 t bis auf 2627000 t im Jahre 1932 und 2562000 t im Jahre 1933. Sie nahm regelmäßig zu, wenn der Getreidepreis in Chicago, also der Weltpreis, sank. Verbraucht wird das eingeführte Getreide zumeist in den Großstädten: Kanton, Schanghai, Tiëntsin; an der Gesamtmenge des im Lande erzeugten Getreides gemessen dürfte die Einfuhr sehr gering sein. Im Jahre 1932 wird z. B. der

^a Vgl. die Tabellen in Friedrich Otte: „Correlation of Harvests with Importation of Cereals in China“ in „The Chinese Economic Journal“, Schanghai S. 294 und S. 408, und frühere für dieses Archiv des chinesischen Landwirtschafts- und Industrieministeriums geleistete Arbeiten.

eingeführte Reis mit 1360000 t angegeben, wie stets, zumeist aus: Indochina 34 v. H. vom Ganzen, Siam 29 v. H., Burma 32 v. H., und es wird dabei erwähnt, daß diese Menge = 2,6 v. H. der chinesischen Eigenernte sei, die mithin rund 50 Mill. t beträgt (ungeschälter Reis?). Diese Einfuhr von Getreide hat aber bei der schwachen Stellung des chinesischen Außenhandels die Zahlungsbilanz empfindlich passiv gestaltet und kann nicht lange aufrechterhalten werden; deshalb wohl auch das Eingreifen der Regierung.

Im großen und ganzen ist also die Nahrungsgrundlage der Chinesen gesund, vorausgesetzt, daß kein übermäßiger Bevölkerungsdruck, verbunden mit Unruhen, die Harmonie stört^a.

Als Überschubgebiete für Reis können die vier Provinzen Anhui, Tsche-kiang, Hunan und Kiangsi gelten; als eigentliche Reisprovinzen, d. h. als solche, in denen in der Hauptsache Reis angebaut wird, die aber trotzdem Zuschuß benötigen: Fukien, Kiangsu, Kuangtung, Szetschuan; — Kiangsu und Kuangtung teils infolge zunehmender Baumwollkultur (Kiangsu), teils infolge von Industrialisierung; in Kuangtung soll auch die Abwanderung der arbeitsfähigen Männer als Arbeiter nach Inselindien zu Brachlegung vieler Felder geführt haben. Die Reisbedürfnisse der Überschubprovinzen habe ich bereits 1928 auf 17,3 Mill. t geschätzt, die der anderen Gruppe auf 24,4 Mill. t in Anlehnung an eine Zahl für den Bedarf der Einzelfamilie. Das ergibt zusammen 40 Mill. t. Da in Yünnan viel Reis gebaut wird und außer den genannten Provinzen noch in solchen, die an diese angrenzen, so liegt dieses theoretische Ergebnis ganz in der Nähe der von der chinesischen Regierung errechneten Zahl von 50 Mill. t (= 873 Mill. Pikul à 60,5 kg für das Jahr 1932)^b.

Wenn so für die Nahrung der Chinesen in den angedeuteten Grenzen zur Genüge gesorgt ist, so kann dasselbe auch für die Kleidung gelten, denn in bezug auf Kleidung und Wohnung ist die Masse der Chinesen noch bedürfnisloser als hinsichtlich Nahrung, aber, was letztere anlangt, zumeist aus Zwang, was Wohnung betrifft, weil sie es nicht besser kennen, und bei der Kleidung hilft, außer im Norden, im Winter die warme Sonne nach. Rohstoffe wie Baumwolle, Grasleinen (Ramie), Hanf usw. und Seide sind zur Genüge oder im Überfluß vorhanden. Rohbaumwolle wird allerdings zum großen Teile noch ein- (1933 220000 t), aber auch schon ausgeführt (1933 40000 t), wobei seit Anfang des Jahrhunderts die Entwicklung von der Einfuhr von Baumwollwaren zu jener von Baumwollgarn und weiterhin Rohbaumwolle deutlich erkennbar ist. An Baumwollgarn wurden noch 1922 76000 t eingeführt, 1933 nur 5750 t, Rohbaumwolle 1922 nur 108000 t, also ein ganz deutlicher Übergang zur Rohstoffeinfuhr an Stelle des Fertigfabrikates.

^a Vgl. hierzu Friedrich Otte: Die Wirtschaft als Umwelts- und Sozialproblem in China in „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen“, Berlin 1934, S. 20 und a. a. O. und die darin erwähnten Quellen.

^b Vgl. „The Trade of China“, 1932, S. 49. Die Seezollverwaltung verwendet die vom Innenministerium, bzw. anderen Ministerien, angegebenen Zahlen.

Friedrich Otte: „Sketch of Chinese Agricultural Policy“ in „Chinese Economic Journal“, May 1928, S. 366. Geradezu ungeheuerliche Zahlen standen noch im Romjahrbuch 1921, S. 67, nämlich 1229 Mill. q = 123 Mill. t, die auch in japanischen Quellen auftauchten. In den umgekehrten Fehler verfiel das Ungarische Jahrbuch 1927 mit nur 24 Mill. t.



山雨已集时

Wenn die Seidenindustrie in Kuangtung und Kiangsu notleidend ist, so kommt das nicht etwa daher, daß im Inland dieser uralte Industriezweig ursprünglich nicht genügend Absatz hätte, sondern weil dies Gewerbe sich seit Jahrzehnten über den Bedarf des Inlandmarktes hinaus entwickelt hatte, dann aber auf japanische und, in Europa, italienische Konkurrenz traf und seit der Erfindung der Kunstseide auch im Inneren einem billigen Konkurrenzprodukt begegnet. Volkswirtschaftlich und nicht weltwirtschaftlich gesehen ist aber die Stellung Chinas in dieser Hinsicht stark, wenn es diese Industrien zu stützen weiß und der Maulbeerbauer fortschrittlich wird.

So haben wir denn die natürlichen Grundbedingungen des Bodens und Klimas in großen Strichen skizziert und auch die menschlicher Mühe vorbehaltenen Wirtschaftsgebiete, soweit sie uns hier im Sinne von Nahrung, Kleidung und Wohnung im Rahmen der notwendigsten Regierungsmaßnahmen angehen. Wir beschränken uns absichtlich^a auf das Grundlegende an dieser Stelle, lassen Kleinkulturen und Kleinindustrien beiseite.

Und nun zurück zu dem Menschen, dem alles dieses dienen soll, der sozusagen den geistigen Oberbau zu diesem natürlichen oder durch Menschenkunst geschaffenen Unterbau bildet.

Setzen wir die Bevölkerungszahlen und die Dichte in Beziehung etwa zur inneren Machtpolitik, zu Wirtschaft, zivilisatorischen und kulturellen Erregenschaften, so ergibt sich, daß gewisse enge Wechselbeziehungen bestehen, die allerdings durch Klima und Rasse beeinflußt werden, aber grundsätzlich wenig an der Tatsache ändern, daß dort, wo die meisten Menschen auf engstem Raume siedeln und siedeln können, auch das Schwergewicht alles menschlich Wichtigen zu finden ist: politische Macht, wirtschaftliche Zentrale der Bank- und Industrielwelt, ja in China sogar die intensivste landwirtschaftliche Ausbeutung des Bodens.

Folgende Zahlen zeigen uns die, zum Teil landschaftlich und klimatisch, auch rassisch, immer aber geopolitisch zusammenhängenden Teilgebiete Chinas auf, die seit Jahrtausenden miteinander, aber auch oft genug gegeneinander standen.

Das gesamte China, so wie es heute noch die Nationalregierung selbst wieder im Verfassungsentwurf vom 5. Mai 1936^b als China bezeichnet, also einschließlich der drei mandschurischen Provinzen, Jehols, der gesamten Mongolei, Sinkiangs und Tibets, umfaßt ein Gebiet von 10790000 qkm. Strahlenförmig dargestellt, liegt dann der Ausgangspunkt des Strahlenbündels in Kiangsu an der Yangtsemündung, dem Gebiet der größten Dichte und der intensivsten Zusammenballung von politischer Macht, Kultur und Zivilisation so, wie China heute dasteht. Das Übergewicht des Nordens brach zusammen mit der

^a Etwas trockene, aber grundsätzlich richtige Darstellungen aller Wirtschaftszweige, so wie sie sich seit Anfang des Jahrhunderts entwickelt haben, finden sich in „Die Wirtschaft des Auslandes“, 1901—1927 und der Fortsetzung 1928, veröffentlicht vom Statistischen Reichsamte im Verlage von Reimar Hobbing, 1928 und 1929. Einzeldarstellungen für die Vertragshafengebiete, mithin für fast ganz China außer den Randprovinzen, in „Decennial Reports“, 1922—1931 und rückwärts bis 1882—1891.

^b Vgl. hierzu Ost-As.-Rundschau: Nr. 11 vom 1. Juni 1936, S. 280, und ähnliche Ausführungen in der chinesischen Tagespresse.

sinkenden Macht der rassisch zersetzten und größtenteils sinesierten Mandschu, mit der Verlagerung des wirtschaftlichen und parallel damit politischen Machtzentrums nach zwei Himmelsrichtungen hin:

1. Nach der Mandschurei. Noch 1905, also nach dem 1896 begonnenen Bahnbau, schätzt man (nach Richard) trotz der Einwanderung die Bevölkerung der Mandschurei auf nur 8,5 Mill., heute auf 32 Mill. Die Chinesen haben sich in 40 Jahren, gerechnet ab 1894, ein Gebiet doppelt so groß wie Deutschland erobert, indem sie es besiedelten. Verglichen damit, sind die Siege der Japaner über Chinesen und Russen auf lange Frist gesehen und die politischen Hegeemonieerfolge des Sowjetimperialismus in der Mongolei und in Sinkiang ebenfalls.

2. Im Süden an der Yangtsemündung verfünffacht sich die Bevölkerung von Schanghai im Laufe eines Vierteljahrhunderts, steigt von 650 000 um 1905 auf über 3 000 000 (das „Größere Schanghai“ 3 124 000 Mill., Angabe 1930 Seezollverwaltung). Hinzu kommt die Diadochenwirtschaft nach Yüan Schi-kais Tode, die Peking seine Wichtigkeit als Verwaltungszentrum nimmt. Über das Schicksal des verarmenden Peking und der Provinzen Nordchinas wird von Mukden und Schanghai aus entschieden. 1928 wird die Hauptstadt nach dem Yangtse, nach Nanking, verlegt.

Nach den letzten Angaben (1934) dürfte die heutige Verteilung von Bevölkerung und Dichte etwa wie folgt sein:

	Gebiet in 1000 qkm	Bevölkerung in 1000		Bevölkerung je qkm 1934
		1922	1934	
Eigentliches China der 18 Provinzen und Sinkiang*.				
A. Norden:				
1. Hopeh (Chihli)	300	34 186	28 466	
2. Schantung	145	30 803	36 476	(250)
3. Honan	176	30 832	32 672	
4. Schansi	212	11 080	11 926	
5. Schensi	195	9 466	10 296	
	1 028		119 836	117

* Bemerkungen: Die Tabelle ist nach verschiedenen Quellen zusammengestellt worden. Vgl. z. B. Ostasiatische Rundschau: 16. November 1932 und 16. August 1934. Eine kritische Betrachtung unter Zugrundelegung der Ergebnisse der ersten und einzigen Zählung, 1928, in „Eine neue Statistik der chinesischen Bevölkerung von Ch'en Hua-yin“, nach Friedrich Otte in Petermanns Mitteilungen 1929, Heft 7/8. Vgl. auch „Chinese Economic Journal“, Jan. 1927, für die Bevölkerungsentwicklung. Chen Chang-heng gibt sie dort für 1741 mit 143 Millionen und nimmt eine stetige Entwicklung, mit Ausnahme der Taipingrebellion, 1850—1864, bis heute an.

Grundsätzlich darf angenommen werden, daß die Zahlen für die Mittelprovinzen und die Städte der Wahrheit am nächsten kommen, die der Randprovinzen usw., auch nach Fläche, und noch mehr der Außenländer immer mehr rohe Schätzungen werden.

Gruppe K. Städtische Sonderverwaltungen: Nach dem Gesetz vom 20. Mai 1930, Par. 2 lautet: „Orte, für die nachstehende Vorbedingungen zutreffen, unterstehen dem Reichshof für Verwaltung unmittelbar: die Hauptstadt; Städte über 1 Million Einwohner; wirtschaftlich oder sonstwie wichtige Orte.“

Die Sonderverwaltung für Schanghai schließt aus die „Internationale Niederlassung“ und die „Französische Konzession“. „Größer Schanghai“ hat über 3 100 000 Einwohner; das gleiche gilt für Tientsin. Tsingtau (Kiautschou, bis 1922) und Weihaiwei (bis Sept. 1930) sind frühere Pachtgebiete. Dairen und Kuantschouwan sind nicht ab 1929 zurückgegeben worden.

Im Ausland sollen 8—9 Mill. Chinesen wohnen; vor der Wirtschaftskrise, die besonders Britisch-Malaya und Inselindien ergriff, wurde ihre Höchstzahl auf etwas über 10 Mill. geschätzt; sie dürften der wohlhabendste Teil des chinesischen Volkes sein.

	Gebiet in 1000 qkm	Bevölkerung in 1000 1922	Bevölkerung in 1000 1934	Bevölkerung je qkm 1934
B. Yangtsetal:				
6. Szetschuan	566	49 783	50 766	
7. Hupeh	158	27 167	26 619	
8. Hunan	216	28 443	31 501	
9. Kiangsi	180	24 466	25 080	
10. Anhui	143	19 833	21 093	
11. Kiangsu	100	33 706	32 144	(321)
	<u>1 389</u>		<u>187 203</u>	<u>135</u>
C. Reine Meeresprovinz:				
12. Tschekiang	95	22 043	21 440	(225)
13. Fukiën	120	13 157	16 166	
	<u>215</u>		<u>37 606</u>	<u>175</u>
D. Sikiang:				
14. Kuetschou	174	11 114	6 906	
15. Kuangsi	200	12 258	10 734	
16. Kuangtung	259	37 168	(33 000)	(127)
	<u>633</u>		<u>50 640</u>	<u>80</u>
E. Randprovinzen:				
17. Kansu	325	5 927	5 457	
18. Yünnan	380	9 839	11 795	(31)
19. Sinkiang	1 500	—	2 906	(2)
	<u>2 205</u>		<u>20 158</u>	<u>9</u>
F. Neue Randprovinzen:				
Norden:				
20. Jehol	—	—	2 276	
21. Tsachar	—	—	1 877	
22. Suiyüan	—	—	2 033	
23. Ninghsia	—	—	(1 450)	
Kukunör:				
24. Tsinghai	—	—	615	
25. Sikang	—	—	(8 906)	
			<u>17 157</u>	
G. Mandschurei:				
26. Liauning	223	—	15 253	(70)
27. Kirin	202	—	7 337	36
28. Heilungkiang	520	—	3 724	(7)
	<u>945</u>	—	<u>26 314</u>	<u>(28)</u>
Gesamtmandschurei mit Jehol usw., 1934 geschätzt	1 200	—	31 000	26

	Gebiet in 1000 qkm	Bevölkerung in 1000 1922	1934	Bevölkerung je qkm 1934
H. 29. Mongolei (ohne die Provinzen 21/24, Äußere Mongolei usw. abzuziehen)	3 120	—	2 500	
I. 30. Tibet	1 200	—	6 500 ^a	
K. Städte unter Sonderverwaltung				
31. Nanking	—	—	677	(Frühjahr 1936 1 Million erreicht)
32. Schanghai	—	—	1 769	(der chinesische Teil)
33. Peiping	—	—	1 486	(muß Vororte einschließen, sonst eher 1 Million)
34. Tsingtau	—	—	538	
35. Weihaiwei	—	—	199	
Gesamtgebiet	10 790	342 625	500 000	
(unabhängig von obigen Teilzahlen)				

Die Bevölkerungsdichte ist am größten in Kiangsu (321 je qkm), nicht nur, weil dort Schanghai sich jetzt zur Empore des Fernen Ostens entwickelt, sondern auch wegen des Alluvialdeltas, und nächstdem in den Nachbarprovinzen Kiangsus, nämlich in Schantung (250 je qkm) und Tschekiang (225 je qkm), wobei wir Schantung zum Norden rechnen; hingegen gehören Tschekiang und Kiangsu so eng zusammen, daß sie heute wirtschaftlich direkt ineinanderfließen, Hangtschou und Ningpo werden von Schanghai aus beherrscht. Im ganzen gesehen liegt also die stärkste Zusammenballung an Siedlungsdichte um die Yangtsemündung herum.

Fassen wir andererseits die Provinzen in Gruppen zusammen, so ergeben sich folgende Zahlenreihen^b:

	Größe 1000 qkm	Bevölkerung 1934 in 1000	je qkm
A. Norden, 5 Provinzen	1028	119 836	117
B. Yangtsetal, 6 Provinzen	1389	187 203	135
C. Reine Meeresprovinzen: 2	215	37 606	175
D. Westflußtal, 3 Provinzen	633	50 640	80
E. Randprovinzen: 3	2205	20 158	9
F. Neue Randprovinzen: 6 (mit Jehol)	?	17 154	?
G. Mandchurei: 3 Provinzen	945	26 314	28
H. Mongolei (ohne neue Provinzen)	?	616	?
I. Tibet	1200	?	?

Mit dieser Aufteilung in fünf Gruppen für das eigentliche China und vier für die Außenländer (Sinkiang ist allerdings unter E eingegliedert), knüpfen wir wieder an die hydrographische und orographische Gestaltung des Landes an und bemerken, daß wir rein zahlenmäßig das vertreten können, was wir

^a Die chinesische, nach Tibet entsandte Regierungskommission ließ nach ihrer Rückkehr im August 1935 wissen, daß die Bevölkerung Tibets zwischen 800 000 und 1 500 000 liegen muß und weit überschätzt sei.

^b Die Zahlen treffen vielfach nur annähernd zu, die Tendenz ist aber absolut richtig.



zu Anfang sagten. Der Schwerpunkt liegt im Yangtsetal und wird stets dort liegen, auch wenn letzthin die Mandschurei, weltwirtschaftlich gesehen, etwas in den Vordergrund trat und Dairen im Schiffsverkehr Aussicht zu haben scheint, Schanghai den Rang abzulaufen.

Betrachten wir diese Gruppen von der politischen Seite, so ergibt sich eine Art planetarischer Konstellation. Wir unterscheiden: Im Zentrum lagert das Gebiet der Yangtsemündung mit der neuen Hauptstadt Nanking als Kraftzentrum des ostasiatischen Festlandraumes. Ganz im Süden Kanton, von wo die Revolution ausging, ein Kraftzentrum zweiter Ordnung für den Gesamttraum, aber bestimmend für die politischen Geschicke des Westflußgebietes. Ganz im Norden dann die seit 1900 mit märchenhafter Geschwindigkeit sich entwickelnde Mandschurei, die vorübergehend in den Machtkreis Tokios einbezogen worden ist, zuletzt aber wohl ihre eigenen Wege gehen wird, unabhängig sowohl von der Sowjetunion wie auch von Japan und dem eigentlichen China. Zwischen diesen drei Kraftzentren schweben so etwas in der Luft heute der Norden Chinas, unsicher, seiner Größe und Kraft beraubt und der Zukunft nicht ganz gewiß, und die Meeresprovinz Fukiën, die das Bindeglied zwischen Kuangtung und Kiangsu, also Yangtse- und Westflußtal, ist, diese zugleich auch voneinander trennt. Fukiën neigt zu Formosa hin, und seit die Japaner dort sitzen (1895), steht es unter ihrem Einfluß (21 Forderungen 1915).

Die drei Randprovinzen Kansu, Yünnan und Sinkiang führen ein Sonderleben, aber ein es verbindet sie: in allen drei Provinzen ist der mohammedanische Einschlag sehr stark, und dies weist auf eine gewisse, wenn auch lockere geopolitische und kulturelle Zusammengehörigkeit hin, d. h., hier macht sich Innerasien bemerkbar (Russisch-Turkistan und Afghanistan), andererseits aber auch Indien durch den Buddhismus, der in der eigentlichen Mongolei einen Kirchenstaat eigener Art zu errichten verstand (Lamaismus). Der seit 1924, als die äußere Mongolei ein Rätestaat wurde, untergetauchte Hutuktu von Urga pflegte ein tibetischer Knabe zu sein, den Lhasa unter den „Wiedergeborenen“ auswählte. Am engsten von den drei Provinzen ist Yünnan an den Rumpf des Reiches angegliedert, wenn auch seit dem Bau der Bahn von Saigon nach Yünnan (1910) dieses wirtschaftlich vorübergehend nach dem Busen von Tongking (Indochina) hinneigt, stärker als vordem durch die Dschunkenfahrt auf dem Roten Fluß. Sinkiang ist seit 1932 wie schon früher (1871—1881) wieder unter russischen Einfluß geraten, und zwar aus ähnlichen Gründen: Schwäche der Zentralregierung und Aufstände der Mohammedaner. Hier in Sinkiang, vor allem in Chinesisch-Turkistan, weniger in Ili, wo die Hauptstadt Urumschi liegt, kreuzen sich dann chinesische, russische und letzthin japanische Einflüsse, wobei sowohl die Japaner wie die Russen die Mohammedaner, solange diese gegen Nanking sich auflehnen, dort wie überall in Asien stützen. Der russische Einfluß hat seit der Vollendung der „Turksib“-Bahn (Turkistan—Sibirien, 1. 3. 1931) den englischen in Kaschgar noch stärker als seit 1922 zurückgedrängt.

Einige Worte müssen wir noch über das nördliche Kraftzentrum, die Mandschurei, sagen. Im äußersten Süden ist sie rein chinesisch, die Chinesen haben dort schon vor der Zeit der Mandschu gesiedelt, nach Westen hin ist sie dünn bevölkert und gehört den Nomaden, Mongolen, die von Japan besonders schonend behandelt werden. Der Putsch vom 18. September 1931 und die nachfolgenden Ereignisse haben die Mandschurei bis heute zu einem Brennpunkt nicht nur der ostasiatischen, sondern der Weltpolitik gemacht. Japan ist bis jetzt Sieger geblieben; es hat ein neues Kaiserreich errichtet und den Prinzen Pu I, den früheren Kaiser Süan-tung von China (1908—1912), am 1. März 1934 auf den Thron gesetzt. Er residiert in Hsinking, der „Neuen Hauptstadt“, ein symbolischer Name. Am 1. Dezember 1934 ist die alte Einteilung der Mandschurei beseitigt worden. An die Stelle der drei Provinzen sind deren zehn getreten, während Hsingan als mongolischer Sonderbezirk weiter besteht, nämlich:

Provinz	Hauptstadt	Provinz	Hauptstadt
1. Fengtiën	Mukden	6. Sankiang	Chiamusi
2. Antung	Antung	7. Heiho	Heiho
3. Kirin	Kirin	8. Lungkiang	Tsitsikar
4. Chiëntau	Yenki	9. Kintschou	Kintschou
5. Pinkiang	Harbin	10. Jehol	Tschengte.

Die Hauptstadt ist ein Sonderbezirk. Es sei überdies daran erinnert, daß die Südmandschurische Bahn ihre Machtstellung nicht nur behält, sondern ihr alle anderen Eisenbahnen angegliedert werden. In der „Eisenbahnzone“, in der die Bahn Sonderrechte hat, soll vor allem der japanische Einwanderer siedeln. Allerdings wird der Japaner nur dann aus klimatischen und rassischen Gründen auf dem Festland siedeln, wenn er geschützt ist und wo ihm Vorrechte eingeräumt werden. Im Wirtschaftskampf ist er als Bauer und Siedler weder dem Koreaner noch dem Chinesen gewachsen. Über den ausschlaggebenden politischen Einfluß der Japaner und besonders der japanischen Militärkreise, die ja seit Sommer 1931, also seit dem Beginn der Festlandsoffensive, auch die Innenpolitik Japans völlig beherrschen, schreibt die Ostasiatische Rundschau dann folgendes (1. Jan. 1935):

„Ende des Jahres ist auch die Reorganisation und Zentralisierung der japanischen Verwaltungsorganisation in der Mandschurei in Kraft getreten. Der japanische Oberkommandierende in der Mandschurei ist gleichzeitig Befehlshaber aller Truppen, Botschafter, Chef der Mandschurischen Eisenbahn und des Kuantung-Pachtgebietes, in dem nicht mehr ein selbständiger Gouverneur, sondern ein Zivilbeamter unter dem Oberkommandierenden die Verwaltung führt. Eine Fülle großer Machtvollkommenheiten ist also in diesem obersten Vertreter der japanischen Interessen vereinigt, die noch dadurch an Bedeutung gewinnen, daß der Kolonialminister als zivile Instanz für Angelegenheiten der Mandschurei gänzlich ausscheidet, das Auswärtige Amt nur auf rein diplomatische Angelegenheiten beschränkt

wird und mit der Leitung des unmittelbar dem Ministerpräsidenten unterstehenden Bureaus für Mandschurische Angelegenheiten der Kriegsminister Hayashi betraut worden ist^a.

Als Botschafter hat dann der Oberstkommandierende auch noch die japanischen Berater unter sich, die den gesamten mandschurischen Verwaltungsapparat im japanischen Sinne durchsetzen und durchdringen, auch die Polizei, z. B. in Harbin, ist jetzt japanisch organisiert und durchsetzt, d. h. unter japanischer Oberleitung; auch in den entlegensten Gegenden soll sich diese politisch-polizeiliche Überwachung bemerkbar machen.

* * *

Wir kommen nun zum Abschluß unserer Betrachtung und wollen nur noch den Zusammenhang zwischen Siedlungsmöglichkeit und -dichte einerseits und Kultur andererseits aufzeigen. Wir wissen wenig über die Kultur, die sich an den Flußmündungen der großen Ströme, wo die Handwerkerkultur Ostasiens emporblühte, entwickelt hatte, bevor die Chinesen vom Weital, wie allgemein anerkannt ist, kommend, die Lößebene Chinas besiedelt hatten. Die Besiedlung des Nordens scheint um zweitausend vor Christus beendet gewesen zu sein. Der legendäre Kaiser „Da Yü“, 2205—2198, wird von ihnen als Strombändiger gepriesen, der dem Huaiflusse den Weg in den Yangtse gebahnt habe, womit die Besiedlung des Yangtsedeltas von Norden her erwiesen sein dürfte.

Philosophen und Handwerker oder Wissende und Schaffende hat es um jene Zeit schon gegeben, wobei die Arbeitsteilung unter den Arbeitern der Faust etwas weiter fortgeschritten war als unter den „Allwissenden“ sämtlicher Geisteswissenschaften; allwissend und ohne Fachvorbildung herrschte der Mandarin dann auf Grund seiner rein klassischen Bildung fast zwei Jahrtausende lang. Wo kam aber diese in gewissem Sinne bibelhafte, etwas platonische Geisteskultur und ihr praktisches Korrelat, die Kunst, her? Es ist bezeichnend, daß die ernstesten Philosophen Konfuzius und Menzius beide aus Schantung kommen, d. h. aus der Provinz, deren Menschen auch heute noch für den Chinesen das Sinnbild nüchternster Ordnungsliebe und logischer Folgerichtigkeit sind. Aus diesem Norden kam dann auch der eigentliche Verwaltungsmensch, kam der Machtgewaltige im Staat, von diesen Gebieten aus wurde das Yangtsetal rassenmäßig durchsetzt wie jetzt erst wieder die Mandchurei. Der Mensch aus dem nördlichen Kiangsu und dem nördlichen Anhui ebenso wie aus der Nähe von Peking ähneln einander. Einfache Bauern und Handwerker, aber starke Ordnungsmenschen. Wo Laotse herkommt, das weiß man nicht.

Aber dieses Schantung der nüchternen Menschen grenzt an das Yangtsetal, das für den Chinesen das ist, was für uns der Rhein ist, das Land der Lieder und Gesänge, auch das Land des Überflusses. Aus der fernsten Yangtseprovinz, aus Szetschuan, stammt Li Tai-bo, der nun keineswegs nüchtern ist, sondern so, wie ihn Grube beschreibt:

^a Nach Ostasiatische Rundschau vom 1. Januar 1935, S. 3f.

Unter den Dichtern der Tang-Zeit nimmt unbestritten Li Tai-bo die erste Stelle ein; kein anderer kommt ihm an Ruhm gleich, und heute noch ist sein Name in aller Munde. Wie es in China nichts Seltenes ist, daß die Jünger des Apoll zugleich dem Bacchus huldigen, hat sich denn Li Tai-bo nicht nur als Dichter, sondern auch als Saufgenie unsterblich gemacht . . . Aus der Provinz Szetschuan gebürtig kam Li Tai-bo sein Glück zu versuchen, im Jahre 742 nach Tschang-an, woselbst er bald durch die Vermittlung eines Großwürdenträgers, der an seinem Talente Gefallen gefunden hatte, an den glänzenden Hof des kunstliebenden Kaisers Ming-huang kam, und nun entspann sich zwischen Kaiser und Dichter ein Freundschaftsverhältnis, wie es in den Annalen der chinesischen Geschichte wohl einzig dastehen dürfte . . .

Es ist vielleicht nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß es in China eben ähnlich so liegt wie in Deutschland und wie in Europa im ganzen gesehen: es gibt nur einen Rhein, von dort kamen die Kunsthandwerker, die in ganz Europa die Kathedralen gebaut haben und in ihren Bauhütten den Geist höchster Kulturvollkommenheit pflegten, aus Ost- und Westpreußen kamen Kopernikus, Kant, Schopenhauer, aus Thüringen und Sachsen Bach und Wagner, von Donau, Main und Neckar die Dichter.

Und wie war es letzthin? Liang Ki-tschau, der Neubildner der chinesischen Schriftsprache und geistvolle Essayist, ist Kantonese, Hu Schi, der erste, der Gedichte in reiner Volksprosa schrieb und schreibt und der Li Tai-bo zu verdrängen droht aus dem Herzen des Volkes, der kommt aus dem Yangtsetal, aus Schanghai, kommt aus jenen gesegneten, fruchtbaren Gegenden, wo der Mensch Muße hat, über sich und sein Wesen nachzusinnen und das Dasein in friedlicher, heiterer Weise zu nehmen, anders als der überernste Schantungbauer.

Und ähnlich steht es mit dem Kunsthandwerk jeder Art, in den Deltas der großen Flüsse, in Kanton, Swatou, Futschou, Hangtschou, Schanghai blüht das Kunsthandwerk; in Peiping — Peking — zwar auch, aber das war eingeführter Geist, der aus dem Süden stammte und dem kraftvolleren Norden dienstbar geworden war. In diesen Mittel- und Südprovinzen wurde die Seide bestickt, wurde der Bambus zu Vasen gedreht und mit feinstem Futschoulack überstrichen, wurden Seidenfächer mit Feenbildern bemalt, kurzum wurde daran gearbeitet, das Leben nicht nur sicherzustellen, sondern auch zu verschönen; und so ist es geblieben bis auf heute. Erde und Mensch in China durchdringen sich gegenseitig, formen ihre Oberflächen in Anpassung aneinander; unter der Oberfläche aber lagert ein einigendes geistiges Band beim chinesischen Menschen, das in Schrift- und Sprachkultur zutage tritt. So nimmt der Süden vom Norden das Geschenk eines Konfuzius und Menzius entgegen und der Süden erheitert dem Nordchinesen sein Dasein, indem er ihm nicht nur den sinischen Apfel, nämlich die Apfelsine, schickt, sondern auch die Gesangmädel aus Sutschou und Yangtschou, auch die Schauspieler und Maler.

In Schanghai mehr als in irgendeiner anderen Stadt Chinas drängt sich auch das moderne Erziehungswesen zusammen, das den Chinesen, die es nur



秋山隱居
隱居山隱居
隱居山隱居
隱居山隱居
隱居山隱居
隱居山隱居
隱居山隱居
隱居山隱居
隱居山隱居
隱居山隱居

gewohnt waren, bei Privatlehrern zu lernen und nur eine dünne Oberschicht als schreib- und lesekundig zu bewundern, heute beibringen soll, daß auch der einfache Mann lesen und schreiben lernen kann, wenn auch auf vereinfachter Grundlage; und das, was bisher Oberschicht war, wird nicht mehr nach einem einzigen geistigen Schema herangebildet, sondern nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung und des Spezialistentums, vor allem auch auf dem Gebiet der Technik. Ein gebildeter Chinese wurde niemals Ingenieur, Schiffbauer, geschweige denn Schiffsoffizier oder gar Maschineningenieur eines Schiffes, höchstens Politiker, Kaufmann oder Bankier, noch um 1900 herum; langsam, sehr langsam wird dieses Vorurteil heute überwunden, und, von den Hafentstädten und Erziehungsstätten ausgehend, wird ein neuer zivilisatorischer Geist in die Massen hineingetragen und ein neuer Menschentyp geschaffen auf altem Boden uralter Kultur.

DIE MUSIK IN CHINA

VON HEINZ TREFZGER

I. DIE KLANGLICHEN GESETZE DER CHINESISCHEN MUSIK

Der heutige Vortrag soll Ihnen das Verständnis vermitteln für ein Gebiet, das wie kein anderes dazu berufen ist, die Beziehungen und Gegensätze zwischen Osten und Westen klarzustellen.

Die Musik jedes Volkes bildet den Ausdruck seines innersten Erlebens. Sie zwingt uns, schon durch ihre äußere Erscheinungsform, eine bestimmte Stellung einzunehmen.

Sie läßt keine Zeit für ein bloßes Interesse, sondern fordert mit der Kraft einer Naturgewalt, die sie ist, den Einsatz unseres ganzen Seins.

Wir müssen leben mit der Musik, wie wir mit der Natur leben müssen. Denn ihr Wirken ist abhängig von ihrer jeweiligen Erscheinung und immer wieder neu.

Die besondere Schwierigkeit der Beurteilung eines musikalischen Kunstwerks, sei es europäischen oder asiatischen Ursprungs, liegt also in der Forderung einer sofortigen Stellungnahme dem Kunstwerk gegenüber.

Ich darf vielleicht näher erklären:

„Sie sehen beispielsweise ein Gemälde des Barock, der Renaissance oder ein chinesisches Bild, — eine Plastik Riemenschneiders oder eine Plastik der Tang-Zeit, so erleichtern all diese Künste uns die Beurteilung in ihrer einmaligen unveränderlichen Erscheinung.

Es steht uns frei, wie wir in den Geist dieser Kunstwerke eindringen wollen.

Wir können den Linien folgen, wir sehen die Gewichtsverteilung, das Spiel von Licht und Schatten, — wir können die Plastik betasten, den Faltenwurf eines Riemenschneiders nachfühlen, die Glätte einer Tang-Plastik in den Händen spüren und, was noch unendlich wichtiger ist, wir sehen doch immer das gesamte Kunstwerk vor uns, das uns in seinen Einzelheiten zugleich die Gesamtheit real vor unseren Augen erkennen und bestehen läßt, damit aber